

Inhalt

0. Psychologie, Pädagogik und die Zweite Moderne	5
1. Einführung in Psychologie und Pädagogik	13
2. Grundlagen des Erlebens und Verhaltens	18
3. Voraussetzungen und Merkmale von Erziehung	34
4. Lerntheorien	44
5. Sigmund Freuds Psychoanalyse	63
6. Entwicklung	86
7. Soziale Kommunikation und soziale Interaktion	103
8. Die Persönlichkeitstheorie von C. R. Rogers (Abriss)	119
9. Grundlagen Sozialer Arbeit	126
10. Wissenschaftstheorie	136
11. Heilpädagogik/Sonderpädagogik	154
12. Klinische Psychologie	165
13. Organisationspsychologie	179
Stichwortverzeichnis	197

0. Psychologie, Pädagogik und die Zweite Moderne

Anliegen dieses Buches ist es, wichtige Bestandteile der Psychologie und auch der Pädagogik in kompakter Form und wissenschaftsnah vorzustellen.

Diese Wissenschaften befassen sich mit Menschen, die nicht nur von psychischen und erzieherischen, sondern auch von sozialen, kulturellen und ökonomischen Bedingungen umgeben und durchdrungen sind.

Gewiss hat das Psychische eine Eigendynamik und eigene Regelmäßigkeiten. Dies spiegelt sich dann in der Psychologie. Aber wie Psychisches ohne Körper und materielle Umwelt nicht bestehen kann, so kann es auch keine Psychologie jenseits von historischen, sozialen und ökonomischen Bedingungen geben.

Die Epoche, in der wir leben, wird von bedeutenden Wissenschaftlern als „Zweite Moderne“ bezeichnet.

Die **Erste Moderne** kann man ab dem Zeitraum datieren, da die Menschen (im Abendland) ab dem 18. Jahrhundert daran gingen,

- sich aus der „selbst verschuldeten Unmündigkeit zu befreien“ (Immanuel Kant), also die absolute Monarchie abzuschaffen und die Unfehlbarkeit des Papstes zu bezweifeln;
- den Fokus des Lebens im Diesseits und in der Verantwortung des Individuums für sich selbst zu sehen;
- eine demokratische Verfassung nach den Grundsätzen Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz und Brüderlichkeit anzustreben.

Im 19. Jahrhundert löst die *Industrialisierung* nach und nach traditionelle Lebensformen wie die Großfamilie sowie örtliche (z. B. Dorf-) und religiöse Gemeinschaften auf: Sie trennt den Arbeitsplatz vom Wohnort, schafft eine Vielzahl von neuen Rollen, verstädtert das Leben ganzer Nationen und vernetzt erstmals die ganze Erde (vgl. K. Marx/F. Engels, 1959/1844).

Für die Industrienationen erscheint die Erde unbegrenzt ausbeutbar: Sie machen sich den Globus untertan (Kolonialismus, Imperialismus) und die Natur wird als unerschöpfliche Quelle von Wachstum und Reichtum gesehen.

Das Elend der unteren Bevölkerungsschichten bringt eine proletarische Gegenbewegung hervor und schließlich deren Solidargemeinschaften (die Gewerkschaften). Diese boten breiten Bevölkerungsschichten neue, aus der Not geborene, Handlungskoordinationen (vgl. H. Keupp, S. 26), und sie erreichten (zusammen mit der SPD) im nun errichteten *Nationalstaat*, was als Einlösung des Vorsatzes der Brüderlichkeit (oder Solidarität) zu verstehen ist, und was wir heute den *Sozialstaat* nennen: Alle zahlen ein, die Bedürftigen haben einen Rechtsanspruch auf Hilfe.

Dieser Staat ist insgesamt rechtlich durchorganisiert.



Gesetz gewährleisten (*Rechtsstaat*), hoch spezialisierte Fachbeamte bilden das Rückgrat des Verwaltungshandelns (vgl. M. Weber, Kap. 13).

Die **Zweite Moderne**, in der wir leben, führt die Erste Moderne fort, baut auf ihr auf und stößt zugleich an deren Grenzen. Sie lässt sich durch die Stichworte

- Reflexivität,
 - Globalisierung,
 - Enttraditionalisierung,
 - Individualisierung und Entstandardisierung von Lebensläufen
- charakterisieren.

„*Reflexivität*“ (U. Beck) meint, dass moderne Gesellschaften immer weniger auf externe Ressourcen wie Natur, fremde Gesellschaften oder Kulturen oder eigene Traditionen zurückgreifen können; sie müssen sich ihrer eigenen Bestandsvoraussetzungen bewusster werden und diese zunehmend selber steuern: Marktwirtschaftlich produzierte ökologische Belastungen müssen marktwirtschaftlich absorbiert werden (Selbstanwendung systemischer Mechanismen wie z. B. beim Emissionshandel) und globalisierten Märkten müssen durch eine Weltinnenpolitik Rahmenbedingungen gesetzt werden. Hierfür ist die Einrichtung von Verfahren der demokratischen Meinungs- und Willensbildung unerlässlich, denn „gesellschaftliche Teilsysteme, die nur ihre eigene Sprache sprechen, sind taub für die externen Geräusche, die sie verursachen: z. B. reagiert der Markt als solcher nur auf Kosten, die sich in Preisen ausdrücken“ (J. Habermas 1998, S. 230 f.).

Der Markt und wir als Marktteilnehmer reagieren vorrangig auf die unmittelbaren Folgen unserer Handlungen, z. B. wenn wir „billig“ als gut, weil gut für unseren Geldbeutel definieren. Das aber ist problematisch geworden.

Albert Bandura erklärte schon 1974 (S. 207 f.): „*Die unmittelbaren Belohnungen des konsumtiven Lebensstils, der um des schnellen Profits willen bedingungslos angeheizt wird, gefährden die Überlebenschancen des Menschen auf lange Sicht. ... Wenn unsere Nachkömmlinge noch eine Zukunft haben, verdanken sie es jenen, die die aversiven Langzeitkonsequenzen der gegenwärtigen Praxis vorhersehen und öffentliche Unterstützungen für Handlungszusammenhänge erwirken, die ein dem Überleben förderliches Verhalten begünstigen. Gefährliche Schädlingsbekämpfungsmittel werden beispielsweise gewöhnlich verboten, bevor die Bevölkerung an den toxischen Rückständen erkrankt. ... Die menschliche Fähigkeit, durch vorausschauendes Denken weit entfernte Konsequenzen auf ein gegenwärtiges Verhalten zu beziehen, ermöglicht vorausschauendes Handeln*“ (vgl. Kapitel 2 und 4.3).

Die *Globalisierung* ist zwar einerseits nichts Neues (s. o. Marx/Engels); sie hat aber andererseits durch das „Aufkommen direkter globaler Kommunikation und des Massenverkehrs“ (Giddens 1997, S. 23) sowie den Zusammenbruch des Ostblocks 1989/90 eine neue Qualität erreicht:

Zeitliche ohne räumliche Nähe ereignet sich immer öfter (Internet, E-Mail).

So gesehen bedeutet Globalisierung: „Gemeinsam handeln, zusammenleben über Distanzen hinweg. Dies schafft Orte ohne Gemeinschaft und Gemeinschaften ohne

Ort“ (Ulrich Beck, SZ 12. 5. 97).

„Immer stärker werden unsere Alltagsaktivitäten von Ereignissen beeinflusst, die sich auf der anderen Seite der Welt abspielen. Umgekehrt sind lokale Lebensstile global folgenreich geworden“ (Giddens, ebd.).

Es sollte nicht übersehen werden, dass Globalisierung auch heißt: zunehmende internationale Kapitalkonzentration und -verflechtung, was in manchen Bereichen auch eine Einschränkung der persönlichen Wahlfreiheit beinhaltet (z. B. durch Konzentration der Medien-Macht).

Globalisierte Unternehmen betreiben eine Kosten minimierende Standortpolitik und zahlen dort Steuern, wo es ihnen am günstigsten scheint. Dadurch nimmt die Steuer-souveränität der Nationalstaaten tendenziell ab und für die öffentlichen Haushalte entstehen massive Probleme.

Enttraditionalisierung. Oder: Traditionen bedürfen der Rechtfertigung.

Jürgen Habermas stellte bereits 1981 (S. 519) fest: „Die Substanz an Grundüberzeugungen, die kulturell sanktioniert sind und keiner Argumentation bedürfen, verdampft.“

Traditionen lösen sich in der nach-traditionalen Gesellschaft nicht auf, sie ändern ihren Status, denn sie „müssen sich nun rechtfertigen und werden infrage gestellt“ (A. Giddens, S. 24).

Weder Pfarrer noch Lehrer noch Eltern wirken heute allein durch ihre Rolle glaubwürdig. Dies sieht man wohl am besten am Verschwinden der patriarchalisch-selbstherrlichen Rolle des Vaters.

Schon Kleinkindern begründet man Verbote.

Überkommene Erwartungen bleiben prinzipiell hinterfragbar: Sogar einem Richter konnte es passieren, dass seine Aufforderung an einen Angeklagten sich zu erheben von diesem mit der Bemerkung gekontert wurde: „Na ja, wenn's denn der Wahrheitsfindung dient“ (so der Anarchist Fritz Teufel 1968). In diesem kleinen Vorfall wird deutlich: Die Menschen wollen Regeln nicht einfach deshalb akzeptieren, weil es sie gibt oder weil es jemand so befiehlt. Sie erwarten, dass Regeln einsichtig sind, dass sie situationsspezifisch begründet werden: So entsteht aus der Relativierung die Basis für eine neue Art moralischer Gemeinschaft (vgl. Edelstein, S. 27 f.).

Das gilt z. B. auch für die Ehe: Immer weniger Menschen praktizieren Sexualität erst als Verheiratete, die „eheähnliche Beziehung“ hat Rechtscharakter und den Durchschnittsmenschen interessiert mehr die jeweilige reale *Beziehung* als der Fakt „(un)verheiratet“. Für die Heiratsentscheidung ist häufig der staatlich garantierte Steuervorteil entscheidend. Die subjektive Bedeutung der jeweiligen realen Beziehung hat dabei eher zugenommen (und wird tendenziell überfrachtet von Erwartungen).

Die *Individualisierung* ist eine Jahrtausendentwicklung. Sie beginnt im ausgehenden Mittelalter mit religiösen Bewegungen, die die Selbstverantwortlichkeit des Menschen steigern wollten und erreicht ihren ersten Höhepunkt in der Reformation und der Renaissance (siehe Masaccio: die Vertreibung aus dem Paradies). Heute wird sie durch die Enttraditionalisierung weiter zugespitzt. Die Menschen lösen sich aus vorgegebenen Herrschafts- und Versorgungszusammenhängen (Familie, Kirche, Vereine), verlieren damit traditionale Handlungssicherheit und streben nach einer neuen Art der sozialen Einbindung auf der Grundlage individueller Entscheidungsmöglichkeiten (vgl. H. Keupp, S. 26).

Kapitel 1: Einführung in Pädagogik und Psychologie

Inhalt	Seite
1. Psychologie, Pädagogik und verwandte Wissenschaften	13
2. Voraussetzungen für die Entstehung von Psychologie und Pädagogik als Wissenschaften	14
3. Grundlegende Merkmale von Psychologie	14
4. Entwicklung der Psychologie als Wissenschaft und heute relevante Richtungen	15
5. Gemeinsamkeiten und Unterschiede von wissenschaftlicher und Alltagspsychologie	16
6. Für Kapitel 1 verwendete Literatur	17

1. Psychologie, Pädagogik und verwandte Wissenschaften

Psychologie und Pädagogik sind Wissenschaften vom Menschen, also Humanwissenschaften.

Andere Humanwissenschaften sind Soziologie und Politologie (in der Schule: „Sozialkunde“), die Anthropologie als Wissenschaft von den Gemeinsamkeiten und Unterschieden verschiedener Arten und Völker, Wirtschaftswissenschaften (VWL und BWL), Medizin ...

Im engeren Sinn rechnet man Psychologie und Pädagogik (wie auch Soziologie und Politologie) zu den Sozialwissenschaften. Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, dass kein Individuum allein für sich existiert und zum Menschen wird, sondern stets in soziale Zusammenhänge eingebunden ist.

Wortbedeutungen:

Psychologie (griechisch) ist zu übersetzen als „Lehre (Wissenschaft) von der Seele“. Pädagogik (griechisch) heißt wörtlich „Kinderführung“. Wenn man den Begriff parallel zu „Psychologie“ verwendet, dann meint man aber nicht die praktizierte Kinderführung (oder Erziehung), sondern die Wissenschaft von der Erziehung.

2. Voraussetzungen für die Entstehung von Psychologie und Pädagogik als Wissenschaften

1. Eine Voraussetzung war – politisch gesehen – die französische Revolution. Sie war bedeutender Geburtshelfer für die wissenschaftliche Psychologie. „Alle Macht geht vom Volk aus“ – das war der politische Grundgedanke; umformuliert für das wissenschaftliche Denken bedeutete das: „Alles Denken geht vom Menschen aus.“
2. Geistesgeschichtlich gesehen ist von herausragender Bedeutung

2.1 die geistige Strömung der *Aufklärung* im 18. Jh.:

Von dem Philosophen Immanuel Kant stammt die Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?:

„*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!*, ist also der Wahlspruch der Aufklärung“ (S. 9).

Der Mensch braucht demnach zum Nachdenken keinen König und keinen Papst. Er ist für sich selbst verantwortlich (mündig).

Jean-Jacques Rousseau ist **der** bedeutende Pädagoge (Erziehungswissenschaftler) der Aufklärung: Er hält den Menschen für erziehungsfähig. Nicht Gottes Wille und nicht die Gene entscheiden darüber, wie der Mensch zum Menschen wird, sondern die Erziehung, also die Menschen, die Gesellschaft.

Pädagogik und Psychologie sind also entstehungsmäßig und dem grundsätzlichen Anspruch nach aufklärerische Wissenschaften: Sie wollen zur zunehmenden Selbstbestimmung des Menschen einen Beitrag leisten.

Das Fresco von Masaccio „Vertreibung aus dem Paradies“ (1425) markiert den Wiederbeginn eines individualisierten, psychologischen Verständnisses vom Menschen, der über Reflexionsvermögen und Gefühle verfügt (weinen, sich schämen).

2.2 Will man die Aufklärung verstehen, muss man einige Jahrhunderte zurückgehen. Im 16. Jh. (Italien: 15. Jh.) entsteht die geistige Strömung der *Renaissance* (wörtlich: Wiedergeburt) und des Humanismus. Es handelt sich um eine Rückbesinnung auf das Denken der alten Griechen (und Römer), in dem der Mensch den Mittelpunkt bildete (Protagoras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“), das Individuum also verstanden wurde als für sich selbst verantwortlich.

3. Grundlegende Merkmale von Psychologie

Grundlegende Merkmale (Wesensmerkmale) von Psychologie

3.1 Sie ist die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten

„Erleben“ meint dabei innere, nicht beobachtbare Vorgänge wie Gedanken, Gefühle, Absichten.

Verhalten“ beinhaltet einerseits äußerlich sichtbare

Kapitel 2: Grundlagen des Erlebens und Verhaltens

Inhalt	Seite
1. Grundlegende kognitive Prozesse	18
Begriffsbestimmung und allgemeine Charakteristika von Kognitionen	
2. Wahrnehmung	19
2.1 Definition von Wahrnehmung; Womit und Wozu wahrnehmen	
2.2 Grundlagen des Wahrnehmungsprozesses (Mittel und Ziel)	
2.3 Einfluss objektiver sowie individueller und sozialer Faktoren auf die Wahrnehmung	
Bottom-up- und Top-down-Prozesse	
Top-down: a) Selektieren/Ergänzen	
b) Strukturieren durch „objektive“ und durch soziale Faktoren	
3. Denken als Problemlösen, Entscheiden	22
3.1 Psychologische Konzeptionen von „Denken“	
3.2 Denken als Problemlösen: Das Grundmodell von G. H. Mead	
3.3 Generell ineffektive Problemlösestrategien	
3.4 Die Rolle der Logik beim Denken: Deduktion, Induktion, Sprache	
3.5 Entscheiden	
4. Gedächtnis	27
4.1 Das Drei-Speicher-Modell	
4.2 Pausen/Gedächtnishemmungen	
4.3 Metagedächtnis	
5. Emotion, Motivation und Kognition: Merkmale dieser psychischen Komponenten und ihr Zusammenwirken	30
5.1 Merkmale der Komponenten	
5.2 Zusammenwirken der Komponenten	
5.3 Zum Zusammenwirken der Komponenten in Belastungssituationen	
6. Für Kapitel 2 verwendete Literatur	33

1. Grundlegende kognitive Prozesse:

Begriffsklärung:

Der Begriff Kognition (Adj.: kognitiv) kommt aus dem Lateinischen und bedeutet Er/Kennen, Wiedererkennen, Wahrnehmen. Gemeint

mens und des Denkens (einschließlich des Gedächtnisses), des Problemlösens und der Sprache als Erkenntnisvorgänge.

Lebewesen holen sich mit ihren jeweiligen neurophysiologischen Wahrnehmungsmöglichkeiten Informationen aus der äußeren und/oder inneren Welt.

Die Möglichkeiten unterscheiden sich von einer Gattung Lebewesen zu einer anderen Gattung, weil jeweils unterschiedliche Informationen von Bedeutung sind und dementsprechend die Ausstattung anders ist: z. B. benötigen Fledermäuse andere Informationen als Hunde, diese wieder andere als Menschen. Die erlebte und erlebbare Wahrnehmungswelt ist demnach eine artspezifische Konstruktion: „Was wir als Wirklichkeit erfahren, ist nur die Wirklichkeit des Menschen“ (Pöppel, S. 167; 157 ff.).

Analog gilt diese Aussage auch für unsere Denk- und Planungsfähigkeiten; denn auch diese sind von unseren Bedürfnissen, Interessen und neurophysiologischen Bedingungen abhängig.

Diese Konstruktionen sind andererseits die einzige Möglichkeit, die Welt um uns herum zu verstehen und um in schwierigen Lebenslagen Lösungen zu finden.

2. Wahrnehmung (nach: R. Guski, S. 9 ff.)

2.1 Definition von Wahrnehmung

Wahrnehmung ist also ein Erkenntnisvorgang, d. h. es werden vorhandene Informationen in das Gehirn eines Lebewesens aufgenommen. Diese Informationen können *in uns* vorhanden sein oder *außerhalb von uns*.

Die Tatbestände, *worüber* informiert wird, bestehen unabhängig davon, *ob (oder dass)* informiert wird. Halluzinationen sind demnach im eigentlichen Sinne keine Wahrnehmungsvorgänge.

2.2 Grundlagen des Wahrnehmungsprozesses (Mittel und Ziel)

Womit wahrnehmen?

Die klassische Antwort lautet (seit Aristoteles): mit den (6) Sinnen.

Eine genauere Unterscheidung stammt von Sherrington (1906, in Guski, S. 9):

- a) Innenwahrnehmung (Interozeptoren): Vermittlung der Organempfindungen
- b) Bewegungswahrnehmung (Propriozeptoren) durch das Innenohr, die Gelenke, die Muskelspannung
- c) Außenwahrnehmung (Exterozeptoren)
 - Kontaktwahrnehmung (Tast-, Geschmacks-, Temperatursinn)
 - Distanzwahrnehmung (Gesichts-, Gehör-, Geruchssinn)

Zuweilen findet man die Unterscheidung von *Empfindungen* unserer Sinnesorgane als Vorstufe bewusster Wahrnehmung. Diese Trennung scheint nicht sinnvoll, obwohl sie z. T. noch in Lehrbüchern steht: Es ist nicht zu begründen, warum die Tätigkeit der Rezeptoren von der sonstigen Tätigkeit des Gehirns abgespalten werden soll; denn die Rezeptoren arbeiten auch nicht mechanistisch, sondern aktiv-strukturierend

Kapitel 3: Voraussetzungen und Merkmale von Erziehung

Inhalt	Seite
1. Voraussetzungen von Erziehung: Erziehungsbedürftigkeit und -fähigkeit	34
2. Wesentliche Merkmale von Erziehung	37
2.1 Zielgerichtetheit und reflektiertes Handeln	
2.2 Erziehung als dynamische soziale Interaktion und Kommunikation	
2.3 Emotionaler Bezug	
3. Pädagogische Mündigkeit als übergreifendes Erziehungsziel (H. Roth) und seine Begründung	40
4. Für Kapitel 3 verwendete Literatur	43

1. Voraussetzungen von Erziehung

Der Mensch benötigt Erziehung, weil er von der Natur her stammesgeschichtlich *und* individualgeschichtlich keine spezifischen Fähigkeiten mitbringt, die ihm das Überleben in der Umwelt ermöglichen würden.

Der griechische Philosoph Protagoras (480–421 v. Chr.), Sophist („Der Mensch ist das Maß aller Dinge“) erläutert diesen Sachverhalt durch eine Art Schöpfungsgeschichte:

Als die Götter beschlossen hatten, sterbliche Wesen zu schaffen, sollten jedem die für ihn nötigen Kräfte zugeteilt werden, damit keine Gattung dem Untergang geweiht wäre:

- *es wurde ihnen Schutz gegen Vernichtung im Kampf miteinander gewährt: Stärke ohne Schnelligkeit, Schnelligkeit ohne Stärke, Flügel zur Flucht für Kleinere, unterirdische Wohnstätten ...*
- *der Wechsel der Witterung wurde erträglich gemacht durch dichte Haare und starke Felle*
- *ihr Fußwerk sicherte man teils durch Hufe, teils durch starke und blutlose Häute*
- *des Weiteren verschaffte man ihnen Nahrung; „den einen die Kräuter der Erde, anderen Früchte von Bäumen, wieder anderen Wurzeln; und einigen sollten andere Tiere zur Nahrung dienen“.*

Die Götter bemerkten zu spät, dass sie den Vorrat an schutzkräftigen Gaben völlig aufgebraucht hatten, ehe noch das Menschengeschlecht ...

Alle anderen Geschöpfe waren wohl versehen mit allem Nötigen, der Mensch aber war nackt, ohne Schutz für die Füße, ohne Decke und sonstigen Schutz gegen Widrigkeiten.

Als entscheidendes Schutzmittel schenken die Götter dem Menschen das – eigentlich Göttern vorbehaltene – Feuer, wodurch „der Mensch die zur Erhaltung des Lebens nötige Einsicht gewann“ (Feuer steht für ursächliches – „wenn – dann“-Denken, also für die Fähigkeit zur geplanten Werkzeugherstellung und damit zur Gestaltungsfähigkeit der Welt).

Da der Mensch nun göttliche Güter besaß, „war er unter allen Geschöpfen wegen dieser Verwandtschaft mit den Göttern das Einzige, das an Götter glaubte.“

Dann gaben die Götter den Menschen verschiedene Stimmlaute, gaben ihnen eine Struktur und gestalteten Worte und Sätze.

Die staatsbürgerliche Kunst fehlte den Menschen noch; sie wurde aber immer wichtiger, weil die Menschen zum Schutz gegen die wilden Tiere aus Sicherheitsgründen Städte errichteten. Da kam es dann zu Vergehen und Beleidigungen. So zerstreuten sie sich bald wieder und fielen dem Verderben anheim. Zeus wurde nun bange um das Menschengeschlecht, dessen völliger Untergang sich vorzubereiten schien. Deshalb wurde den Menschen nun die Fähigkeit zu „Recht und Ehrfurcht“ verliehen. Nach einiger Überlegung entschied man sich dafür, sie allen Menschen zu verleihen und nicht – wie bei der ärztlichen Kunst – nur einigen Wenigen. „Denn nie wird es zum Bestehen von Staaten kommen, wenn nur wenige jener Güter teilhaftig sind wie bei den anderen Künsten.“

Die Bedeutung der Sprache für die Menschwerdung und die menschliche Existenz ist von Protagoras kurz angesprochen. Viele Wissenschaftler messen ihr eine herausragende Rolle bei der Menschwerdung bei, so auch der Linguist Derek Bickerton:

„Wenn uns irgendeine Katastrophe das Sprachvermögen rauben würde, dann würde die Gesellschaft fast binnen Minuten kollabieren. Es würde nichts mehr gelten – keine Gesetze, keine Vereinbarungen, es gäbe keinerlei Verständnis mehr untereinander. (...)

Von der Gebärdensprache und der Wortbildung bis zum ersten echten Satz dauerte es noch zwei Millionen Jahre ... das ist verblüffend – zumal es erstaunlich wenig bedarf, um eine Sprache mit Syntax (gr.: Lehre vom Satzbau) zu erzeugen. Das Wesentliche, was man benötigt, ist eine so genannte Argumentstruktur. Um einen Satz zu bilden, muss man wissen, wer der Handelnde ist, wem die Handlung widerfährt, was das Ziel der Handlung ist usw. ... Die Syntax machte den Menschen erst zum Menschen. (...)

Vor rund 100 000 Jahren hat sich ein abrupter Wandel vollzogen. Plötzlich beginnt der Mensch, raffinierte Werkzeuge zu bauen, Schmuck herzustellen, Handel zu treiben – all das zu tun, was wir heute Kultur nennen. Was kann der Auslöser gewesen sein? Die Syntax! Denn wenn Sie etwas planen, irgendetwas auch nur halbwegs Kompliziertes, dann brauchen Sie „Wenns“ und „Weils“, das heißt, Sie brauchen verschachtelte Sätze. Ohne diese verharren Sie im Hier und Jetzt (...)

Vor kaum 100 000 Jahren lernte der Mensch, kompliziertere Gedankengänge zu denken. Nehmen Sie zum Beispiel den Widerhaken, sei es für Harpunen oder für Pfeile. Der Widerhaken war eine Wesentliche Fortentwicklung des alten Speers. Aber dazu musste irgend jemand begreifen, dass Speere zwar ins Fleisch dringen, aber nicht durchdringen.



Kapitel 12: Klinische Psychologie

Inhalt	Seite
1. Gegenstand und Aufgaben der Klinischen Psychologie	165
1.1 Gegenstand	
1.2 Das Ziel und die Aufgaben der Klinischen Psychologie	
2. Diskussion des Begriffs „Störung“	166
3. Die wissenschaftliche Fundierung der Klinischen Psychologie	167
3.1 Diagnostik, Erklärung und Prognose	
3.2 Klinisch-psychologische Intervention	
4. Ausgewählte Angst-Störungsbilder	169
4.1 Phobie	
4.2 Schizoidität	
4.3 Depressivität	
4.4 Das Zwangssyndrom	
4.5 Hysterie	
5. Erklärung für die Entstehung dieser Störungen	174
5.1 Psychoanalytische Erklärung	
5.2 Lerntheoretische Erklärung der Phobie und der Depressivität	
5.3 Kognitivistische Erklärung der Depressivität	
6. Therapeutische Interventionen	177
6.1 Psychoanalyse	
6.2 Selbstmanagement-Therapie	
7. Für Kapitel 12 verwendete Literatur	178

1. Gegenstand und Aufgaben der Klinischen Psychologie

1.1 Gegenstand

Klinische Psychologie beschäftigt sich bei der heute gültigen Terminologie mit psychischen Störungen. In der *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems* (ICD 10, Version 2004, vom 15. 8. 2003) heißt es einleitend:

„Der Begriff ‚Störung‘ (disorder) wird in der gesamten Klassifikation verwendet, um den problematischen Gebrauch von Begriffen wie ‚Krankheit‘ oder ‚Erkrankung‘ weitgehend zu vermeiden.

‚Störung‘ ist kein exakter Begriff. Seine Verwendung

klinisch erkennbaren Komplex von Symptomen oder Verhaltensauffälligkeiten anzeigen, die immer auf der individuellen und oft auf der Gruppen- oder sozialen Ebene mit Belastung und mit Beeinträchtigung von Funktionen verbunden sind. Soziale Abweichungen oder soziale Konflikte allein, ohne persönliche Beeinträchtigungen, sollten nicht als psychische Störung im hier definierten Sinne angesehen werden“ (Dilling, H. s. S. 22 f.).

1.2 Das Ziel und die Aufgaben der Klinischen Psychologie

Die Aufgaben sind die gleichen wie die der Psychologie überhaupt: beschreiben, erklären, vorhersagen, eingreifen (intervenieren).

Das Ziel der Klinischen Psychologie ist – als angewandter Psychologie – allerdings ein anderes, nämlich die Intervention oder die Behandlung; während es das vorrangige Ziel wissenschaftlicher Psychologie ist, Ursachen zu erkennen (zu erklären).

Die Grundlagenforschung im Bereich der Klinischen Psychologie hat demnach das gleiche Ziel wie die Psychologie allgemein.

Auch die in Kapitel 10 vorgestellten anderen Merkmale von Wissenschaft treffen auf die klinische Psychologie voll zu (z. B. Theoriegebundenheit, Kausalitätsprinzip, Überprüfbarkeit).

2. Diskussion des Begriffs „Störung“ oder: Unterscheidungsmerkmale von Gesundheit und Krankheit

Dieser Begriff wirft offensichtlich die *Normfrage* auf: Es wird hiermit ausgesagt, dass es ungestörtes Verhalten (und Erleben) sowie gestörtes gibt. Letzteres zeichnet sich zumindest dadurch aus, dass es mit individueller Belastung und Funktionsbeeinträchtigungen verbunden ist. Demnach wären wir aber alle gestört. Kopfschmerzen, Unausgeschlafenheit oder Verdauungsprobleme kennt jeder von sich selber. Und jeder weiß auch, wie schon solche Unpässlichkeiten die eigene *Identität* betreffen: Man ist nicht ganz man selbst, man ist „nicht gut drauf“, fühlt sich nicht wie normalerweise, „steht neben sich“.

Offensichtlich sind massivere Belastungen und Funktionsstörungen gemeint. Es kommen also weitere Merkmale hinzu: *die Dauer und der Schweregrad der Belastung und der Beeinträchtigung*.

Wo nun die Grenze zu ziehen ist zwischen „noch normal“ und „schon gestört“, darüber gehen in der Gesellschaft und in der Wissenschaft die Meinungen auseinander. Unausgesprochen wird ein Erleben und Verhalten dann als „Störung“ verstanden, wenn die Menschen nicht mehr in der Lage sind, den Alltag zu meistern, d. h. nicht mehr leistungsfähig (arbeitsfähig) sind.

Dazu konnte es nur kommen, nachdem in einem – meist längeren – *Prozess* sich herausgestellt hat, dass die betreffende Person nicht (mehr) genügend (individuelle, soziale, materielle) *Ressourcen* hatte, um die Belastungen zu bewältigen. Belastungen begleiten das ganze Leben; man kann auch sagen, das Leben besteht darin, ständig mit Belastungen umzugehen, sie möglichst zu bewältigen. Im Störungsfall übertreffen externe und interne Anforderungen erheblich und anhaltend die äußeren und inneren